Die Psyche des Italieners.

Eine beschauliche Studie von Otto Röse.

(Schluß.)

Der Ueberknirps.

Wirtschaftlich ist der Italiener ein Knirps, politisch ein Ueberknirps. Ihm geht es wie den Kindern, deren Augen größer sind als der Magen. Er hat kein Augenmaß, und woher sollte er's auch haben? Ein römischer Professor entwickelte uns einmal die landläufige Idee, daß Italien das Trentino unter stillschweigender Duldung Oesterreichs und Deutschlands besetzen könnte, und als er aufmerksam gemacht wurde, daß dies nicht so ohne weiteres gehe, daß die Italiener erst in Wien und, da Deutschland doch für Oesterreich einstehe, auch in Berlin siegreich einziehen müßten, setzte ihn das nicht in Verlegenheit; er bemerkte nur: „Da brauchen wir eben einen zweiten Garibaldi."

„Garibaldi" ist das Stichwort, auf das die Phantasie als Närrin im Oberstübchen der Italiener ausbricht. Sie spielt nicht ohne Grund die Hauptrolle in der Nationalpolitik des Landes. Die Geschichte vom Zuge jener Tausend, die unter Garibaldis Leitung das neapolitanische Königtum gestürzt haben, beflügelt fort und fort die Einbildung; der ganze Hergang der nationalen Einigung des Landes hat etwas um so Märchenhafteres, als das Volk ihn eitlichen kühnen Abenteurern verdankt und selber keine Hand dazu gerührt hat. Daß die Aufgabe, ein halbes Dutzend morsche Thrönchen umzustürzen und Platz für das Haus Savoyen zu schaffen, blendend gelöst worden ist, macht die Italiener blind für jede Schwierigkeit, die der Befriedigung ihrer Gelüste entgegensteht; daß sie in jedem Kriege geschlagen worden sind, beirrt sie nicht, weil sie bei jedem doch noch was gewonnen haben.

Jedes hohe Ziel der Nation erfordert den Einsatz einer Volkskraft, deren sich das italienische Volk noch niemals fähig erwiesen, zu deren Aufgebot es sich auch niemals willig gezeigt hat. Doch nichts von alledem, was sich bedenken ließe, hemmt den Aufschwung einer Phantasie, die sich an den Erinnerungen des römischen Weltreiches und der Renaissance, wie an denen der nationalen Wiedergeburt berauscht. Der kleine Gerngroß sieht im Traume schon das Italien der Neuzeit größer als Alt-Rom und setzt dem Rom der Päpste, dem Vatikan gegenüber sein funkelnagelneues Denkmal, höher als das Kapitol, das hinter der Marmorburg des Nationalstolzes verschwindet, ein Bauwerk, das, mit klassisch gediegener Technik gefügt, als monumentaler Ausdruck des Ueberknirpsentums die nationale Einigkeit noch überdauern kann.

Sand in die Augen! Auch die Deutschen haben etwas davon abgekriegt und den politischen Gesichtskreis der verflossenen Bundesbrüder überschätzt. Als der Weltkrieg ausbrach, wähnten wir auf sie Eindruck zu machen, indem wir ihnen Wege zu den weitgesteckten Zielen wiesen, die wir ihnen zutrauten. Wir hielten ihnen vor, daß sie als künftige Weltmacht zunächst die Vormacht im Mittelmeere brauchten, die sich nur im Bund mit Oesterreich und Deutschland gegen England und Frankreich erringen ließe, auch gegen Rußland durchgesetzt werden müßte, wie Cavour schon sagte: fielen die Dardanellen in russische Hände, so wäre Italiens Zukunft im Mittelmeer abgeschnitten. Das predigten die Deutschen und meinten es gut. Der Italiener hat darauf gelächelt und verschmitzt mit den Augen gezwinkert; er glaubte wir wollten ihn dumm machen. All das, was wir ihm zeigten, meinte er gar nicht nötig zu haben. Erfordert denn das Zwergeschäft, von dem neun Zehntel des Volkes leben, die handelspolitische Vormacht im Mittelmeer? Genügt dem Großindustriellen Oberitaliens nicht die Adria und ein leidliches Einvernehmen mit Franzosen und Engländern im Tyrrhenischen Meer? Was gehen ihn die Dardanellen an? Das Italien, für das ein Cavour vorausschauend gesorgt und ein Crispi den Dreibund geschlossen hat, ein Italien mit wirklichen handels- und weltpolitischen Bedürfnissen ist ja noch gar nicht ins Leben getreten. Die Deutschen haben mit ihm gerechnet, als ob es schon lebte und sich aus zwingendem Drang zur Selbständigkeit und Weltmacht betätigen müßte. Da hatten wir wieder einmal Baumbachs Mutterwitz vergessen, indem wir aus unserem Geist heraus dachten, der doch anders ist als der der Italiener. Jeder nach seiner Art.

Trösten wir uns; wir sind nicht die einzigen, die sich verrechnet haben. Für die Italiener schlug die Stunde der Enttäuschung, als sie merkten, was ihnen zum Kriege mangelte. Kanonen, Gewehre und Munition hatten sich in den zehn Monaten der Rüstung beschaffen lassen. Im Sanitätsdienst gebrach es schon an mancherlei, auch an Personal, weil zwei Drittel der eingezogenen Aerzte als Spezialisten für Hautkrankheiten und Frauenpflege nur unzulänglich zu verwenden waren. Was aber gänzlich fehlt, ist die Organisation, die aus dem bürgerlichen Leben erwachsen müßte, um sich militärisch zu bewähren. Aus einem Wirtschaftsleben, wo jeder seinen Kleinkram für sich besorgt, entwickelt sie sich nicht. In ihr war in Friedenszeiten nicht einmal das Bedürfnis vorhanden. Schon bei den Franzosen gibt es Verwirrung, so oft ihnen ein Ungemach über den Hals kommt; aber „débrouillards", wie sie sind, finden sie sich rasch zurecht, weil ihr Leben seit Jahrhunderten einen größeren Zuschnitt hat. Die Italiener hingegen verlieren den Kopf und kommen nicht wieder zur Besinnung. Ihnen fehlt jede Gewohnheit, ihre Kräfte in umfassende Unternehmungen einzufügen. Klappt bei ihnen schon im Frieden kein öffentlicher Dienst, so bringt der Krieg als größtes Unternehmen, das einem Volke obliegt, den größten Wirrwarr. So fing der Aufmarsch an, so begann ein Heer, das eine volle Million Soldaten zählte, an der österreichischen Grenze den Krieg als Zwergbetrieb und lernte erst im Laufe des Feldzuges seine Kraft in größerem Maßstabe gebrauchen, als der Augenblick, den Feind zu überrumpeln, schon verpaßt war.

Der Unfallrentner.

Nächst dem Kriege ist die soziale Fürsorge das weiteste Gebiet, auf dem sich organisatorische Lorbeeren pflücken lassen. Die Deutschen pflücken sie für sich und für andere Nationen mit. Auf Weltausstellungen, wo wir die Statistik unserer Sozialpolitik vorlegten und die an die Versicherten bezahlten Summen in vergoldeten Gipspyramiden versinnbildlichten, fanden wir viel Lob und ermunternden Zuspruch, so fortzufahren, — was eigentlich nicht der Zweck unserer Werbetätigkeit war, denn wir wünschten die anderen zur Nachahmung anzuregen, fanden bei ihnen aber wenig Neigung, in den edlen Wettstreit mit uns einzutreten. Es war einer der vielen Fälle, wo dasjenige, was unsere Autoritäten der Wissenschaft als das Wahre verkündigten, den Völkern draußen nicht genügend einleuchtete, wenigstens nicht soweit, daß sie es praktisch zu erproben wünschten. In der Theorie fanden sie unsere Sache sehr interessant. Schon in Saint Louis vermochten wir eine stattliche Sammlung von Gutachten vorzulegen, die uns von ausländischen Gelehrten und Fachmännern ausgestellt worden waren, darunter ein besonders lobendes von dem italienischen Gelehrten Profumo, dessen Name auf Deutsch Weihrauch bedeutet und der uns reichlich solchen spendete. Doch seine Landsleute hat auch er nicht zur Nachfolge hingerissen. Die Italiener überlassen die Fürsorge ihrer Arbeiter neidlos den anderen und besonders den Deutschen.

Der Ueberschuß italienischer Arbeitskräfte ist so groß, daß Millionen auswandern, um in betriebsameren Ländern den Verdienst zu suchen, den sie zu Hause nicht finden. Sie schicken ihre Spargelder meistens heim und kehren in der Regel selbst zurück, um ihr bißchen Habe zu genießen, so daß das Kapital des Auslandes den italienischen Boden immer wieder befruchtet. Auch die Tausende von Italienern, die sich in Deutschland der heimischen Militärpflicht entziehen und scheinbar auf ihr Vaterland verzichten, werden daheim wieder Aufnahme finden, wenn das Kriegsgewitter vorüber ist; ich entsinne mich wenigstens keines Falles, in welchem italienische Staatsbürger, wenn sie das Gesetz in Massen brachen, schließlich doch nicht straflos ausgingen. Das ist ein Gewohnheitsrecht, auf das sich baurn läßt. Die Vorteile aber, die Deutschland dem ausländischen Arbeiter bietet, sind so beträchtlich, daß der Kluge sie selbst um die Gefahr einer zeitweiligen Verbannung nicht aufgibt. Da gibt es mehr als Lohn, da gibt's auch eine Rente für den Arbeiter, den ein Unfall trifft. Die deutschen Berufsgenossenschaften zahlen jährlich rund 2½ Millionen Mark an italienische Staatsangehörige, die bei der Ausübung ihres Gewerbes in Deutschland Schaden erlitten haben oder erlitten zu haben glauben. Besteht in letzterer Hinsicht ein Zweifel, so entscheidet in höchster Instanz das deutsche Reichsversicherungsamt, wo der eigens der italienischen Botschaft beigegebene Sachwalter Labriola immer schneidig auf das Reichsgesetz gepocht hat, um für seine Landsleute die wettestgehenden Vorteile herauszuschlagen, während Italien sich zu keiner Gegenleistung irgendwelcher Art versteht.

So hat sich im Lande, wo die Zitronen blühen, ein besonderer Stand von Rentnern gebildet, die ihre Pfründe aus Deutschland beziehen und, je nach Neigung, ein Leben edler Muße führen oder weiteren Geschäften nachgehen. Verzicht leisten sie nicht ungezwungen auf die Rente, auch wenn der Grund derselben — die Folge des Unfalls — wegfällt; denn sie haben in diesem Punkte ihr eigenes Rechtsgefühl, das ihnen sagt: „Deutsches Geld ist immer gut zu nehmen, und was mein Vorteil ist, das ist mein Recht." Die deutschen Berufsgenossenschaften lassen zwar, wie in Deutschland so auch in Italien, von Zeit zu Zeit nachprüfen, ob sich der Zustand der Rentenempfänger ändert, doch selten stellt ein italienischer Arzt eine Besserung fest, und noch seltener findet der Ortsvorsteher, der das Gutachten zu beglaubigen hat, am ärztlichen Befunde etwas auszusetzen.

Als ich in Rom war, wurde mir folgender hübsche Fall erzählt: In einem umbrischen Landstädtchen hat ein Unfallrentner, der sich in der glücklichen Lage befindet, als Signore zu leben, den Ehrenposten eines Sindaco erlangt und bescheinigt nun eigenhändig das Attest, das ihm das Recht auf den Bezug der Rente gibt, wohlbemerkt einer Vollrente, die er infolge einer traumatischen Neurose bezieht. Man beachte diese Krankheit, die äußerst interessant ist. Sie wird nach Unfällen beobachtet, beruht aber nicht auf groben materiellen Verletzungen, sondern auf feineren, anatomisch nicht nachweisbaren Veränderungen des Nervensystems. Der Kranke wird schlapp und mißmutig, schläft schlecht, träumt ängstlich, leidet an Appetitlosigkeit, Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen und Flimmern vor den Augen. Der Arzt, der ihn untersucht, muß im Spezialfach der in der deutschen Arbeiterfürsorge vorkommenden Leiden sattelfest sein, um aus den Aussagen des Patienten, auf die er angewiesen ist, einen objektiven Kern herauszuschälen. Das läßt sich von einem italienischen Doktor kaum erwarten. Diese rätselhafte Krankheit ist sogar manchen deutschen Aerzten fremd, so daß Unstimmigkeiten in ihrer Beurteilung sich auch in Deutschland nicht immer vermeiden lassen. Ich sprach darüber noch am 3. August 1914 mit dem höchst erfahrenen Direktor einer der großen Berufsgenossenschaften, Regierungsrat Dr. Stoecker, während er gerade seinen Koffer packte, um als Hauptmann ins Feld zu ziehen. In seiner menschenfreundlichen Gesinnung seufzte er: „Was wird nun aus unseren Patienten mit traumatischer Neurose? Nach dem Gutachten der Aerzte unserer sozialen Einrichtungen sind sie arbeitsunfähig; was wird aber der Militärarzt dazu sagen? Der kennt das Bild dieser Krankheit nicht, hat's noch nicht gehabt." — Seitdem habe ich gehört, daß nicht wenige von denen, die der sozialen Fürsorge als zu jeder Leistung ungeeignet erscheinen, als tauglich zum Militär eingezogen worden, ausmarschiert und — jetzt geheilt sind. Im Felde haben sie Appetit und Schlaf wiedergefunden, Ohrensausen, Augenflimmern, Schwindel und Mattigkeit überwunden. Gar zu gern wüßte ich nun, was aus dem Sindaco des umbrischen Städtchens geworden ist, ob auch er im Dienste des Vaterlandes gesundet.

Den Italienern ist in den letzten Jahren doch auch ein Licht aufgesteckt worden über das, was deutsche Wissenschaft, was deutsche Ordnungsliebe heischt. Derselbe Berufsgenossenschaftsdirektor Dr. Stoecker, der mich auf die traumatische Neurose hinwies, hat mit einem ärztlichen Fachmann Italien bereist, um Deutschland's Rentner zu besehen und die zur Untersuchung zugezogenen eingeborenen Aerzte nach deutscher Methode anzuleiten. Dieses Unternehmen, die Wahrheit ins Ausland zu tragen, erzielte ein sachliches Ergebnis insofern, als selbst beim wohlwollendsten Verfahren ein nicht unbeträchtlicher Teil der Millionenrenten wegfiel, fand aber, wie leider die meisten Versuche deutscher Aufklärung, keine begeisterte Aufnahme. Dem mutigen Vertreter deutscher Gewissenhaftigkeit wurde von Kennern des Volkes geraten, die Gegenden, die er bereist hat, fortan zu meiden, falls er nicht Bekanntschaft machen wollte mit dem Messer, zu dessen Gebrauch der Arbeitsunfähige immer noch fähig zu bleiben pflegt. Jeder nach seiner Art.

Das Messer.

Das italienische Gesetz verbietet bei Gefängnisstrafe, Messer von mehr als 4 cm Klingenlänge zu tragen. Zwei deutsche Archäologen sind kurz vor dem Kriege bei Tivoli als Spione verhaftet worden; sie wiesen sich als harmlos aus, kamen aber nicht frei, weil die Polizei bei ihnen deutsche Taschenmesser fand. Erst nach 2 Tagen wurden sie erlöst, weil die deutsche Botschaft sich kräftig ins Mittel schlug. Nicht jeder Deutsche kommt so leichten Kaufs davon, und immer wieder sind's doch deutsche Landsleute, die, so oft die Polizei ihnen etwas am Zeuge flicken will, in der besagten Weise hereinfallen. Der Italiener trägt das gesetzwidrige Messer desgleichen, bleibt aber ungeschoren und läuft erst nach der Stecherei Gefahr, eingelocht zu werden. Oder nein — mir fällt doch ein Geschichtchen ein, das anders verlief. Giolitti, der als Ministerpräsident die Wahlen machte und aus seinen Günstlingen jene Kammermehrheit bildete, die er schließlich, als es sich um Krieg oder Frieden handelte, im Stich gelassen, oder die ihn im Stiche gelassen hat (was das betrifft, ist die Geschichte noch dunkel) — kurzum, Giolitti legte besonderes Gewicht auf die Wahl eines Kandidaten, der auf starken Widerstand stieß. Da mußten schon besondere Mittel angewendet werden. Auf Befehl des Ministerpräsidenten ließ der Präsident die Gegner des ministeriellen Kandidaten verhaften und einer Leibesvisitation unterwerfen. Fast alle hatten Messer von mehr als 4 cm Klingenlänge, wurden ins Loch gesteckt und blieben da sitzen, während die wohlgesinnten Wähler zur Urne schritten.

Man sieht, wie die Italiener auch unter sich der Anschauung huldigen: was mein Vorteil ist, das ist mein Recht. Das Landesgesetz begünstigt durch seine Fassung diese Praxis, die in romanischen Ländern allgemein beliebt ist. Fein und treffend spricht das Maître Guérin, der Typus des korrekten Notars, in Emil Augiers Lustspiel aus: „Ich beweise meine Achtung vor dem Gesetz, indem ich es umgehe." Den zweimalhundertausend Drückebergern (embusqués), gegen deren Praxis die französische Kammer im Frühling 1915 noch ein Spezialgesetz erlassen mußte, um sie zum Felddienst zu zwingen, stehen mindestens ebenso viele Italiener gegenüber, die auch nicht gern ans Messer wollen. Der innere Drang zur Pflicht fürs Vaterland ist in Italien schwach, der Zwang muß nachhelfen, sei es auch nur durch die Drohung der Schande. Ein beliebtes Bersaglierliedchen singt an:

„Mein Liebchen Adel
Mich ruft die Armee,
Und blieb' ich zu Haus,
Säh's wie Feigheit aus."

Zieht der Deutsche ins Feld, so singt er von Heldentum und Opferfreude, der Italiener hingegen geht, um sich Mut zu machen, von der Verneinung aus. Er sagt auch nicht wie wir: „Man stirbt nur einmal," sondern bevorzugt das Sprichwort: „man lebt nur einmal"; denn das Leben bejaht er entschieden. Aus dem Widerstand der Reservisten, die mit Gewalt aus den Häusern geholt werden mußten, aus den Prügeln, die die Carabinieri dabei abbekamen, den zu Hilfe gezogenen Truppen, die nicht einschreiten wollten, und den Schießereien, die schließlich doch entstanden, ersieht man, wie ungern der Italiener, so flink er auch das Messer zum Privatgebrauche zieht, fürs Vaterland die Waffe trägt. Seine Psyche steckt nun seit Monaten schon in der Klemme zwischen „nationalen Aspirationen", die er theoretisch liebt, und Pflichten, die er lieber meidet.

Sinn und Bedeutung der russischen Revolution.

Von Dr. S. Maxim.

I. Die mittelbaren und unmittelbaren Ursachen.

Der plötzliche und selbst von den heißgesottensten russischen Revolutionären nicht erwartete Sturz der Romanoffs ist wohl das schicksalsschwerste Ereignis in dieser an großen Ereignissen so reichen Zeit. Mit dem Sturz der Romanoffs ist nicht nur eine der mächtigsten Herrscherdynastien der letzten drei Jahrhunderte, sondern auch ein politisches System verschwunden, das fast ohne Gleichen in der neuern Geschichte dastand. Das Regime der Romanoffs war identisch mit Despotismus schlimmster Sorte, religiösem Fanatismus, Rassenhaß und Rassenmord, Pogromherrschaft, Inquisition in Form von „Ochrania" (russische Geheimpolizei) und mit allem was im politischen Leben faul, verwerflich und verabscheuungswürdig ist. Die Romanoffs, und insbesondere Nicolaus der Letzte, wie der abgesetzte Russenzar jetzt in Rußland genannt wird, waren von den Gegnern ihres Regimes mehr verachtet als gehaßt, weil sie zwei Eigenschaften besaßen, die alle orientalische Despoten auszeichnen; Feigheit und Grausamkeit. Hauptsächlich dieser zwei Eigenschaften wegen war es Nicolaus dem Letzten nicht vergönnt, das Märtyrerschicksal Carl Stuarts und Ludwig Capets zu teilen. Als ihre Stunde schlug, sahen sie sich weniger von einer Welt von Feinden, als von einer so verachtenden Welt umgeben. Selbst die konservativen Russen vom Schlage Gutchkoffs und Rodziankos, die überzeugte Monarchisten sind, haben den Romanoffs keine Träne nachgeweint, sondern im Gegenteil, haben sich an ihrer Beseitigung beteiligt. Die Romanoffs sind gefallen wie ein stark angefaulter Apfel vom Baume fällt. Was immer auch die Zukunft Rußlands sein mag, die Romanoffs werden nicht mehr zur Macht kommen, denn wenn sie nicht Kraft genug besaßen, die Macht zu halten, haben sie gewiß keine Kraft, die Macht zurückzuerobern.

Viele Leute glauben, daß Rußland eine Monarchie bleiben müsse, weil das russische Volk unwissend und primitiv ist. Gewiß ist die Masse des russischen Volkes unwissend, aber gerade diese Unwissenheit, die die Romanoffs bewußtsinnig und zweckmäßig gezüchtet, erleichtert die Arbeit der jetzigen Machthaber im russischen Reich. Wenn das Volk geschult und monarchistisch trainiert wäre, wie etwa in Deutschland oder in anderen monarchistischen Ländern, würde sich die jetzige russische Regierung einer monarchistisch gesinnten Masse gegenüberstehen, und diese monarchistisch gesinnte Masse würde die neu zu schaffende russische Regierungsform mitbestimmen. Die Romanoffs haben es vorgezogen, das Volk in Unwissenheit zu halten, den monarchistischen Gedanken nicht systematisch zu vertiefen und verbreiten, und das Resultat dieser kurzsichtigen wie verbrecherischen Politik ist, daß in Rußland heute keine monarchistisch gesinnte Masse da ist, sondern eine unwissende, halb verhungerte Bauernmasse, die nur ein Interesse hat: Mehr Land und wieder mehr Land. Wer dem russischen Bauern Land gibt, dem wird er folgen. Die provisorische Regierung kann ihre Stellung nicht besser befestigen, als wenn sie die akute Agrarfrage zugunsten und im Sinne der Bauern löst. Wenn die Romanoffs nur einen Schimmer von politischer Intelligenz besäßen, würden sie die Agrarfrage im Sinne der Bauern gelöst haben. Die Lösung der Agrarfrage hätte die Romanoffs unter den Bauern populär gemacht. Indem sie aber diese für die russischen Bauern so vitale Frage nicht gelöst, haben sie den kritischen Sinn der Bauern geweckt und alle schmutzigen Geschichten vom russischen Hofleben und speziell die Geschichten und Legenden von Rasputin und der Zarin zur Verbreitung geholfen. Es kam so weit, daß in den letzten Jahren die Bauern in allen Teilen des Reiches sich über die Frage von Rasputins Beziehungen zur Zarin unterhielten. Sie hatten keinen Grund, Nicolaus dem Letzten freundlich gesinnt zu sein, und wenn sie, die Unzufriedenen, noch Geschichten aus dem Hofleben hörten, die man in keiner anständigen Gesellschaft erzählen darf, konnte ihre Verachtung des Zaren kaum eine Steigerung erfahren. Der Zar war ihnen in den letzten Jahren seiner Regierung eine gleichgültige Figur; sie haßten ihn nicht, sie liebten ihn nicht, aber viele verachteten ihn. Und als die Kunde von seiner Absetzung das russische Dorf erreichte, atmeten die Bauern etwas leichter auf, eine Thräne hat ihm keiner nachgeweint. Ohne Monarchisten kann sich eine Monarchie weder aufrichten noch erhalten und eine mit Verachtung gemischte Gleichgültigkeit für die Person des Monarchen seitens der großen Masse, muß früher oder später zu Ruin des Herrschers führen. Daher sind die Romanoffs so blitzschnell verschwunden, als hätte sie die Erde verschlungen. Selbst Abdul Hamid hat tiefere Spuren hinterlassen als Nicolaus der Letzte. Noch bis auf den heutigen Tag gibt es in der Türkei und in Egypten eine Hamidsche Partei, die sich Alt-Türken nennen, aber in Rußland gibt es heute keine Romanoff-Partei. Die kleine Gruppe Hofparasiten oder Führer der schwarzen Hundertschaften, mit welchen Nicolaus der Letzte so eng verbrüdert war, wie die Maklakoffs, Tschelgowitsk, Markows, Trepows, Suchomlinoffs, Goremykins und wie sie sonst heißen mögen, sind gleich dem Ex-Zaren aller Reußen selbst hinter Schloß und Riegel gebracht und so unschädlich gemacht worden. Die Gesellschaft von Hofparasiten und Führern von schwarzen Hundertschaften bildete die sogenannte aggressive Romanoffsche Partei in Rußland. Mit der Unschädlichmachung dieser „Partei" ist der russische Legitimismus aus der Welt geschafft. Ist es nicht ein entsetzliches Schicksal, daß eine Dynastie, die dreihundert Jahre lang geherrscht und als die mächtigste der Welt gegolten, plötzlich verschwindet, gleichsam als hätte sie die drei Jahrhunderte nicht gelebt und geherrscht, sondern nur existiert. Die Romanoff-Dynastie ist nicht gewaltsam vertrieben oder durch eine tragische Wendung der Dinge um ihre Herrschaft gekommen, wie dies etwa bei den Stuarts der Fall war, sondern sie ist von einem Meer von Zorn und Verachtung weggespült, weggespien worden.

Das ist das Auffallende und Charakteristische an der russischen „Revolution".

Die Beziehungen zwischen Volk und Herrscher, so kühl sie auch gewesen sein mochten, können aber nur als die mittelbare, nicht aber als die unmittelbare Ursache des Sturzes Nikolaus II. angesehen werden. Das Volk war zu groß und lethargisch, um eine Revolution zu machen. Nach geschichtlicher Logik ist eine Revolution in einem solch großen Riesenstaate wie Rußland unmöglich, denn die Größe des Staates schwächt nicht nur die revolutionäre Intensität, sondern sie läßt auch in der Regel keine richtige Organisierung der revolutionären Kräfte zu. Die riesigen Distanzen machen eine wirkliche Revolution, d. h. eine organisierte Erhebung eines großen Teiles Volkes gegen die bestehende Staatsordnung unmöglich. Viele russische Revolutionäre sind letztens an der Revolution verzweifelt, weil sie nicht einsehen konnten, wie in dem großen Reich die revolutionären Mächte zu einer schlagfertigen Organisation gelangen könnten. Wie ist also die Revolution doch zustande gekommen, und wie war ihr relativ friedlicher Verlauf möglich? Auf diese Frage gibt's nur eine kurze Antwort: Rußland war bis jetzt gar kein Staat in unserem Sinne, sondern eine Satrapie, die von einer Despoten-Dynastie zusammengehalten wurde. Was in Rußland geschah, war nur eine Beseitigung des Satrapen, oder ein Sturz des Satrapen, den er selbst verschuldet hat. Eine Revolution — wenn auch nur regional motiviert, gab's in China, wo der Süden sich gegen den herrschenden Norden gestellt und wo es zu einem Kampfe zwischen den imperialistischen Truppen des Nordens und den revolutionären Armeen des Südens kam. Eine Revolution, wenn auch nur eine militärische, gab es in der Türkei, wo jungtürkische Regimenter aus Mazedonien gegen alttürkisch-albanische Regimenter in Konstantinopel kämpften. Eine Volks-Revolution gab's einmal in Frankreich, aber in Rußland war nichts von einer Revolution, keine Volks-Revolution wie in Frankreich, keine militärische wie in der Türkei und keine regionale wie in China, sondern eine relativ friedliche Entfernung des Despoten und seiner Dynastie. Eine Kommission von fünf Duma-Mitgliedern fuhr Herrn Nikolaus Romanoff entgegen, traf ihn in Gesellschaft seiner Getreuen und teilte ihm kaltblütig mit, daß er mit dem heutigen Tage nicht mehr der Zar aller Reußen ist, worauf Nikolaus antwortete, daß, da er nicht mehr Zar aller Reußen sein könne, er am liebsten Blumenzüchter in Livadia werden möchte. Von Kampf, revolutionären Szenen und dergleichen Dingen war gar nicht die Rede. Wenn der Kaiser eines russischen Reiches auf die Mitteilung hin, daß er nicht mehr Zar sei, antwortet, daß er Blumenzüchter werden will, ist er entweder schwachsinnig oder er war niemals ein Herrscher. Bei Nikolaus Romanoff trifft beides zu. Er hat niemals wie ein Herrscher gehandelt, sondern wie ein willenloses Individuum, das sich blindlings von Parasiten führen läßt und er hat nicht nur Willensschwäche, sondern auch Geistesschwäche in beträchtlichem Maße an den Tag gelegt. Er war zu gleicher Zeit ein Werkzeug des Panslavismus, der ihn in den Krieg gestürzt, und der Befürworter eines Separatfriedens mit Deutschland. Der jetzige Minister des Aeußern, Paul Miljukoff, hat in der russischen Duma dokumentarisch nachgewiesen, daß zu einer Zeit, als die russischen Heere auf allen Fronten bluteten, Nikolaus II. mit hochstehenden Persönlichkeiten in Deutschland in freundschaftlicher Korrespondenz stand. Der gleiche Nikolaus hat seinen Soldaten ganze Eisenbahnzüge von Muttergottesbildern geschickt, um sie religiös und kriegerisch zu inspirieren und hat aber auch mit Wissen mancher Generäle gegen die Interessen seiner im Felde stehenden Armee gearbeitet. Das war den Generälen Brussilow, Rußki, Gurko und Alexieff bekannt, und als die Stunde des Zaren schlug und die obengenannten Generäle von der Entthronung des Zaren, dem sie Treue geschworen, benachrichtigt wurden, taten sie nichts, um ihn zu retten, denn selbst in Rußland gibt es noch Feldherren, die patriotischen Sinnes sind. Wenn die russischen Generäle nicht überzeugt wären, daß Nikolaus II. zu allen Schandtaten gegen sein Heer und Volk bereit war, hätten sie ihn nicht ohne weiteres fallen lassen. Man kann über die strategischen Fähigkeiten mancher russischer Generäle zweierlei Meinung sein, man kann doch aber nicht in Ruhe behaupten, daß sie alle Schurken, Eidbrecher und treulose Gesellen sind. Die russische Generalität hat gewußt, daß Nikolaus II. gegen die Interessen der Armee arbeitet, das heißt, statt offen zu sagen, daß er den Krieg nicht mehr fortsetzen will, und er auf der einen Seite so tut, als wäre er ein Freund der Alliierten, während er auf der anderen Seite seine Armee verraten und verkauft, weil er im Herzen Frankreich und England haßt.

Wenn nun ein Despot, der die Armee nicht hinter sich, auch das Volk noch gegen sich hat, dann braucht ihm nur eine Kommission von fünf Duma-Mitgliedern das Zarentum aufzukündigen, und er ist bereit — Blumenzüchter in Livadia zu werden.

Der Fall der Romanoffs hat noch auch seine rassen-biologischen Motive. Herrschaft, und speziell Zarentum, setzt Macht und Wille voraus. Der Begriff des Herrschens involviert den Begriff des Willens. Die Romanoff-Dynastie, durch Inzucht und Ausschweifungen mehr denn jede andere Dynastie geschwächt, mußte zuletzt defekte und in jeder Beziehung schwache Individuen hervorbringen. Das schwache Individuum ist zu allem anderen denn zum Herrschen geboren. Freilich, in normalen Zeiten mag auch der Schwächling auf dem Thron die Macht behalten, aber in Zeiten einer nationalen Krisis, in der die Augen des ganzen Volkes auf den Herrscher gerichtet sind, und in einer Zeit, in der die revolutionäre Intensität infolge des Dislozierungsprozesses im Staate zunimmt, kann der Schwächling nicht auf dem Throne bleiben. Sobald das Volk die Schwäche des Herrschers erkennt, verliert die Majestät jede Bedeutung und ihre ganze Herrlichkeit von ehemals wird in das Gegenteil umgewandelt. Dann bedarf es nur der Initiative einer kleinen Gruppe, um den Herrscher zu beseitigen. Noch nie ist ein kraftvoller oder normaler Herrscher abgesetzt worden. Alle die Opfer der großen Revolutionen, von Karl Stuart bis Nikolaus II., waren Schwächlinge und Degenerierte, die die Macht verloren, weil sie sie nicht länger halten konnten und sie durch ihre Schwäche die Revolution direkt provoziert haben, aber niemand der abgesetzten oder hingerichteten Herrscher hat eine solche moralische und physische Schwäche an den Tag gelegt, wie Nikolaus, und deshalb ist er „leichter gegangen" denn seine Kollegen auf dem Thron von dazumal. Selbst Abdul Hamid und Manuel von Braganza sind mit größeren Ehren abgezogen als Nikolaus II. Manuel gleich Abdul Hamid hat eine kleine, aber rührige Braganza-Partei zurückgelassen, aber Nikolaus Romanoff ist fort, als hätte seine Dynastie niemals in Rußland geherrscht; sie ist fort, nicht nur ohne Freunde und Anhänger zu hinterlassen, sondern ohne auch Feinde zu hinterlassen. Die tiefe Verachtung eines an Zahl großen Volkes begleitete seinen Abzug. Daher war die russische Revolution so „friedlich" verlaufen. Selbst die Leibgarde hat im letzten Augenblick versagt. Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß die Kirche, die speziell in Rußland die Hochburg des Monarchismus war und während all der Jahrhunderte treu zu den Romanoffs hielt, im Augenblick der Gefahr Nikolaus II. wie auf Verabredung hat fallen lassen. Die Romanoffs sind einfach abgewischt. Mit ihrem Verschwinden ist auch ein System vernichtet worden, das im modernen Europa sich nur kraft einer machtvollen und klugen Persönlichkeit hatte halten können, der Despotismus in all seinen mittelalterlichen Formen, und ein Imperialismus, der nicht nur eine erschreckende Ländergier an den Tag legte, sondern auch auf die Entnationalisierung und Bastardierung der im großen Russenreiche lebenden 142 Völkerschaften ausging. Noch mehr als der Imperialismus nach außen hat der Imperialismus nach innen zum Fall der Romanoffs beigetragen. Vom Wahne besessen, daß all die Völkerschaften gewaltsam russifiziert werden mußten, haben die Romanoffs eine provokatorische Russifizierungspolitik getrieben, die all' diese Völkerschaften, die an der Peripherie des Reiches leben und in vielen Fällen den Russen in jeder Beziehung überlegen sind, zu Feinden der Romanoffs machten. Nikolaus II. war, obgleich politisch nicht gerade auf der Höhe, doch so klug, zu wissen, daß er im Falle eines Krieges auf die Loyalität dieser Völkerschaften nicht rechnen konnte. Speziell in diesem Krieg konnte er auf ihre Treue nicht rechnen, weil dieser Krieg ein Werk des Panslavismus war, der als die höchste Potenzierung der inneren Russifizierungspolitik angesehen werden mußte. Die Fremdvölker in Rußland wußten nur zu gut, daß wenn dieser vom Panslavismus angezettelte Krieg für Rußland siegreich abschließt, sie seine ersten Opfer sein werden, weil ein siegreicher Panslavismus die innere Russifizierungspolitik noch verschärfen wird. Die Romanoffs mußten demnach zuerst einen Krieg gegen diese Fremdvölker einleiten, sie mürbe machen, niederwerfen, bevor sie Zeit und Gelegenheit zu Verrat haben. Da, wie gesagt, diese Fremdvölker an der Peripherie des Reiches leben, wo die russischen Armeen entweder angreifen oder angegriffen werden und die Gefahr des Verrates eine beträchtliche war, ordneten die Romanoffs die „Evakuierung" ganzer Völker an. Diese „Evakuierung", das heißt, die gewaltsame Vertreibung ganzer Völker nach dem Innern des Reiches, die von den größten Greueltaten begleitet waren, brachte neue revolutionäre Elemente in das Innere Rußlands. Die Vertriebenen flohen nach Moskau, Petersburg, Kiew, Charkoff usw. und erweckten dort den Zorn gegen das Romanoff-Regiment. Selbst den konservativen Russen mußte das Herz ob dieser begangenen Greueltaten brechen. Es waren die Millionen Ausgetriebenen, Beraubten und Geplünderten, die den russischen Massen in den Städten zum ersten Mal ein Bild von dem gaben, was sich eigentlich dicht hinter der Front zutrug. Die städtischen Massen, schon so wie so ob der vielen Niederlagen und der Disorganisierung des öffentlichen Lebens durch die fabelhaften Diebstähle der korrupten Tschinowniks erbittert, schrieen entsetzt auf, als sie den Jammer von diesen unglücklichen Vertriebenen, zumeist Greise, Weiber und Kinder, sahen. Die Verachtung für die Romanoffs, die noch durch die letzten Rasputin-Skandale gefördert wurde, verbreitet sich rasch über das ganze Innere Rußlands und es war diese verbreitete Verachtung für das angeflammte Herrscherhaus, die die Romanoffs so schnell verschwinden ließ. Die Fremdvölker durch Provokation und an Perversität grenzende Unterdrückung in die Arme der Revolution getrieben, die Armee und ihre Führer aufs Schwerste enttäuscht und erbittert, die Kirche durch die Rasputin-Skandale kompromittiert und die große ländliche Bevölkerungsmasse durch die Vernachlässigung und Ignorierung ihrer Interessen abgestoßen, sowie die städtische Masse samt den Intellektuellen immer wieder provoziert, stand eines Morgens Nikolaus II. auf, um ein geeintes Rußland gegen sich zu haben. Er hat durch seine schwachsinnige und verbrecherische Politik mehr zu Wege gebracht, als das größte organisatorische Genie einer Revolution: Er hat alle Klassen, alle Schichten und alle Völker in Rußland gegen sich vereinigt. Die Romanoffs sind verschwunden und lassen große ökonomische und politische Ruinen zurück. Werden die Vertreter des neuen Rußlands diese Ruinen aufbauen können? Was sind die Aussichten und Möglichkeiten des neuen Rußland? Wer sind seine Führer? Was sind ihre Programme? Darüber in einem zweiten Artikel.

Ein neues Kriegsbuch Georg Queri's.

Von Georg Queri, dem deutschen Kriegsberichterstatter, ist ein neues Buch erschienen: „Die hämmernde Front". Wer Queri kennt, hat ihn gern, den Urwüchsigen, der nicht für nervenschwache Aestheten schreibt, sondern seine Modelle mit realistischer Feder zeichnet. Es ist notwendig, daß gerade für Süddeutschland ein solcher Wahrheitszeichner erstanden ist; denn es war höchste Zeit, daß die Ideen von zartbesaiteten Jag